

1

Einführung

„Niemand wohnte freiwillig hier, am Stadtrand.“¹

Dass Großsiedlungen am Stadtrand mit Armut assoziiert werden und ihre Bewohner*innen bei Bewerbungen allein durch ihre Adresse stigmatisiert werden, beschreibt Elena Fischer in ihrem Roman *Paradise Garden* nur kurz. Neben diese gängigen Assoziationen tritt im Roman eine weitere: In den Nachbarwohnungen leben sich kümmernde, hilfsbereite und liebenswerte Nachbar*innen. Diese Verbindung von Armut und Stigmatisierung auf der einen und einer guten Nachbarschaft auf der anderen Seite findet sich vielfach im Bild und der Erinnerung von Großsiedlungen der 1960er Jahre. Damals waren sie neue Nachbarschaften, verbunden mit Hoffnungen und Utopien. Hier strukturierten Menschen ihren Alltag neu und machten dabei Ansprüche an ihr Wohnumfeld deutlich. Doch die Siedlungen wurden dann schnell in den Medien als Dystopien beschrieben und mit Mängeln verbunden. In dieser Arbeit frage ich am Beispiel von zwei Großwohnsiedlungen in Darmstadt und Hamburg danach, wie sich in diesen Wohngebieten solche Nachbarschaften formten und die Bewohner*innen mit dem meist negativen Urteil von außen über ihr Wohngebiet umgingen. Ein Fokus liegt dabei auf der aktiven Rolle der Bewohner*innen und ihren Versuchen, Einfluss auf die gebaute und soziale Umwelt zu nehmen.

Die Bewohner*innen waren dabei eingebunden in einen städtischen Kontext, die kommunale Politik und die Kommunalverwaltung. In den baulich zunächst häufig unfertigen neuen Siedlungen traten die Bewohner*innen zugleich in Konflikt und Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden. Auch diese fühlten sich für ihre Siedlungen zuständig – verfolgten aber nicht immer dieselben Ziele und hatten selten dieselbe Sichtweise wie die Bewohner*innen. Dabei waren gerade die späten 1960er und 1970er Jahre geprägt von Idealvorstellungen von Nachbarschaftlichkeit und bürgerschaftlicher Partizipation. Engagierte Gruppen neuer Bewohner*innen wollten Einfluss auf Planung und Realisierung der Wohngebiete nehmen, die sie als ihre Räu-

¹ Elena Fischer, *Paradise Garden*, Zürich 2023, S. 10.

me verstanden. Mit Partizipation – in diesem Fall von Stadtteilinteressen vertretenden Gruppen – wurde experimentiert. Sie wurde gefordert sowie kritisiert und gestaltete sich auf lokaler Ebene selten reibungsfrei.

Das eigene Wohnumfeld ist für Menschen eine bedeutende Kategorie: Es erleichtert oder verkompliziert den Alltag durch infrastrukturelle Ausstattung, es formt alltägliche Praktiken und soziale Kontakte sowie die Freizeitbeschäftigungen. Der Alltag in den neu entstehenden Großsiedlungen wurde allerdings bereits frühzeitig durch die Außenwahrnehmung der Siedlungen beeinflusst. Der Ruf ihres Wohngebietes ist den meisten Menschen bewusst und kann ihre Selbstdarstellung oder sogar Selbstwahrnehmung prägen. Bis heute begleitet Großwohnsiedlungen häufig ein schlechter Ruf, der sich in Vorurteilen gegenüber den Bewohner*innen manifestieren kann.² Dieser schlechte Ruf hat seine Vorfürer in den 1960er Jahren und wird von vielen Bewohner*innen als ungerechtfertigt kritisiert. In dieser Arbeit möchte ich zeigen, dass die Bewohner*innen mit den Siedlungen und deren negativem Ruf konstruktiv umgingen.

1.1 Forschungsstränge

Trendwenden in der Großsiedlungsbetrachtung

Das Interesse an Großsiedlungen und deren Wirkung auf ihre Bewohner*innen ist nicht neu. Bereits in der zeitgenössischen Architekturkritik stellten Autor*innen direkte Zusammenhänge zwischen der Bebauung und dem Sozialverhalten der Bewohner*innenschaft her. Sie postulierten häufig negative Effekte einer hohen Wohndichte und einer daraus resultierenden Anonymität auf die Psyche und das Sozialverhalten.³ Die Wahrnehmung der Bewohner*innen selbst fand hingegen wenig Eingang in die zeitgenössischen Darstellungen der Siedlungen. Auch die frühe Sozialgeschichtsschreibung, in der insbesondere die Lebensumstände der Arbeiter*innenklasse beleuchtet wurden, war von einer starken Problematisierung dieser Wohnform geprägt. Die Bewohner*innensicht wurde eher relativiert als „[positive] Eigendeutung ihrer defizitären Wohnverhältnisse“.⁴ Ähnliche umweltdeterministische Zuschreibungen

² Während der Corona-Pandemie griff beispielsweise *Die Zeit* dies auf: vgl. *Lucia Heisterkamp / Henning Sußebach*, 18 Stockwerke Stigma, in: *Die Zeit*, 10.06.2020, S. 3.

³ Vgl. *Omer R. Galle / Walter R. Gove / J. Miller Mc Pherson*, Bevölkerungsdichte und Pathologie, in: *Bauwelt*, H. 1, 1973, S. 12–19; *Oscar Newman*, Defensible space. Crime prevention through urban design, New York 1972.

⁴ *Adelheid von Saldern / Barbara Zibell*, Frauen und Stadträume. Aufbruchsstimmung in den 1970er Jahren, in: *Adelheid von Saldern* (Hrsg.), Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten, Stuttgart 2006, S. 367–390, hier S. 375. Vgl. *Peter Shapely*, The Politics of Housing. Power, Consumers and Urban Culture, Manchester 2007, S. 212.

verbunden mit negativen Darstellungen der Siedlungen als Problemgebiete qua Architektur finden sich bis heute in der Forschung.⁵

In der Architektur und der Geschichtswissenschaft wurde der Kontext der Siedlungen und ihrer Entstehung analysiert. Daniela Zupan stellt den Wandel des zeitgenössischen Architekturdiskurses dar, der die Veränderung des Großsiedlungsbau und der begleitenden Debatten kennzeichnet.⁶ Stadtpolitische⁷ und unternehmerische⁸ Konstellationen, in denen die Siedlungen geplant und errichtet wurden, fanden in der Geschichtswissenschaft Aufmerksamkeit. Dabei spielten stets die Fragen eine Rolle, wie es zum Niedergang der Siedlungen kam und welche Faktoren hierfür von Bedeutung waren. Der Erklärungsansatz, dass die Hybris der Planer*innen das Grundproblem gewesen sei, scheint mittlerweile überholt. Die Komplexität des Niedergangs betont Christiane Reinecke. Sie beschreibt den Ruf der Siedlungen selbst als einen wichtigen Strang im Abstiegsnarrativ der Großsiedlungen.⁹

Die Debatten um die Großsiedlungen als spezifisch moderner Siedlungstyp waren in der Bundesrepublik anfangs kulturkritisch geprägt.¹⁰ Diese wurden zunehmend von einer Ablehnung von Werten überlagert, die insbesondere an Fragen des Wohnens festgemacht wurden – von der Orientierung an materiellen Werten bis zur Kleinfamilie als sozialer Norm. Das dahinter liegende Konzept des Wertewandels war zunächst ein Begriff der sozialwissenschaftlichen Gegenwartsdiagnose und wurde in der Zeitgeschichte aufgegriffen und weiterentwickelt.¹¹ Die Großsiedlungen schienen Verlierer dieser Prozesse zu sein, bei denen unter anderem „ein Umschwung von materiellen

⁵ Vgl. Peter Engels, Darmstadt. Kleine Stadtgeschichte, Regensburg 2019, S. 150.

⁶ Vgl. Daniela Zupan, Leitbildwechsel. Dynamiken und Charakteristika städtebaulicher Innovationsprozesse, Detmold 2018.

⁷ Vgl. Oliver Schwedes, Die Blockstruktur. Eine qualitative Untersuchung zur politischen Ökonomie des westdeutschen Großsiedlungsbau, Berlin 2005, S. 14.

⁸ Vgl. Peter Kramper, Neue Heimat. Unternehmenspolitik und Unternehmensentwicklung im gewerkschaftlichen Wohnungs- und Städtebau 1950–1982, Stuttgart 2008; Dirk Schubert, Wohnungen, Wohnungen und nochmals Wohnungen... Die neue Heimat. Ein Wohnungsbaukonzern zwischen Reformambitionen und wohnungswirtschaftlichen Zwängen, in: Ulrich Schwarz (Hrsg.), Neue Heimat. Das Gesicht der Bundesrepublik. Bauten und Projekte 1947–1985, München 2019, S. 54–437.

⁹ Vgl. Christiane Reinecke, Faszinierend schlechte Viertel. Großsiedlungen als prekäre Räume und Lehrräume urbaner Moral in den französischen und westdeutschen Medien, in: Forum Stadt, 47, H. 3, 2020, S. 191–206.

¹⁰ Vgl. Wolf Jobst Siedler / Elisabeth Niggemeyer / Gina Angress, Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Strasse, Platz und Baum, Berlin 1964; Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a. M. 1965.

¹¹ Vgl. Andreas Rödder / Wolfgang Elz (Hrsg.), Alte Werte – Neue Werte. Schlaglichter des Wertewandels, Göttingen 2008; Bernhard Dietz / Christopher Neumaier / Andreas Rödder (Hrsg.), Gab es den Wertewandel? Neue Forschungen zum gesellschaftlich-kulturellen Wandel seit den 1960er Jahren, München 2014; Bernhard Dietz / Christopher Neumaier, Vom Nutzen der Sozialwissenschaften für die Zeitgeschichte. Werte und Wertewandel als Gegenstand historischer Forschung, in: VfZ, 60, 2012, S. 293–304.

zu postmateriellen Werten¹² und eine zunehmende Individualisierung konstatiert wurden, die sich auch in veränderten Wohnwünschen ausdrückte. Vor diesem Hintergrund avancierten Wohnformen und das Wohnumfeld um 1970 zum Gegenstand von Konflikten, in denen sich die unterschiedlichen Wertorientierungen in einer als „kontroverse Stadt“ charakterisierten Konstellation urbaner Dynamik gegenüberstanden.¹³ Insbesondere Akteur*innen der Neuen Sozialen Bewegungen machten Systemkritik unter anderem an Großsiedlungen fest.¹⁴ Die neuen Wohngebiete waren damit Teil eines gesellschaftlichen sowie städtischen Aushandlungsprozesses über gesellschaftliche Werte und Idealvorstellungen.¹⁵ Es zeigt sich, dass an die neuen Siedlungen nicht nur architektonische Kritik herangetragen wurde. Auch wohnungspolitische und gesellschaftspolitische Themen wurden hier verhandelt, wie soziale Ungleichheit in einer „am Ideal der Mittelschichtsgesellschaft ausgerichteten Beschreibung der sozialen Ordnung“.¹⁶

Während die Analyse der sozialen Verhältnisse und die Auseinandersetzung mit der architektonischen Form zunächst die negative Außenwahrnehmung eher bestärkte, hat sich die Debatte in den letzten Jahren deutlich verschoben. Dabei sind einerseits Fragen der baulichen Anpassung angesichts des fortschreitenden Lebenszyklus der Großsiedlungen nach wie vor aktuell.¹⁷ Zudem nimmt sich der Denkmalschutz der

¹² *Sven Reichardt*, Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Berlin 2014², S. 83.

¹³ Vgl. *Dieter Schott*, Die Geschichte der Bundesrepublik als Stadtgeschichte erzählen, in: Frank Bajohr / Anselm Doering-Manteuffel / Claudia Kemper / Detlef Siegfried (Hrsg.), Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik, Göttingen 2016, S. 159–174, hier S. 166–168; *Sebastian Haumann*, „Schade, daß Beton nicht brennt“. Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940–1990, Stuttgart 2011; *Sebastian Haumann*, Protest und Wertewandel. Zur Dynamik von Planungskulturen in den 1970er Jahren, in: Frank Othengrafen / Martin Sondermann (Hrsg.), Städtische Planungskulturen im Spiegel von Konflikten, Protesten und Initiativen, Berlin 2015, S. 87–110.

¹⁴ Vgl. *Jascha Philipp Braun*, Großsiedlungsbau im geteilten Berlin. Das Märkische Viertel und Marzahn als Beispiele des spätmodernen Städtebaus, Berlin 2019, S. 15.

¹⁵ Vgl. *Sudhir Alladi Venkatesh*, American project. The rise and fall of a modern ghetto, Cambridge, Mass. 2001³, S. 9.

¹⁶ *Christiane Reinecke*, Wo das Soziale wohnt. Urbane Geographien und die Verortung sozialer Ungleichheit in den westdeutschen Sozialwissenschaften, in: *Christiane Reinecke / Thomas Mergel* (Hrsg.), Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2012, S. 219–250, hier S. 228. Vgl. dazu auch: *Zupan*, Leitbildwechsel, S. 91; *Thomas Mergel / Christiane Reinecke*, Das Soziale vorstellen, darstellen, herstellen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, in: *Christiane Reinecke / Thomas Mergel* (Hrsg.), Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2012, S. 7–30.

¹⁷ Vgl. *Frank Maier-Solgk*, Mal wieder Masse, in: Deutsches Architektenblatt, 48, H. 4, 2016, S. 32–34; *Maren Harnack / Natalie Heger / Matthias Brunner* (Hrsg.), Adaptive re-use. Strategies for post-war modernist housing, Berlin 2020; *Matthias Brunner / Maren Harnack / Natalie Heger / Hans Jürgen Schmitz* (Hrsg.), Transformative Partizipation. Strategien für den Siedlungsbau der Nachkriegsmoderne, Berlin 2021.

Siedlungen an.¹⁸ Andererseits fand eine teilweise Trendwende hin zu einer positiven Beschreibung von Großsiedlungen als Wohnorten statt.¹⁹ Historische und stadtplanerische Ansätze fragen verstärkt nach der „Geschichtlichkeit“ und dem „Eigenen“ der modernen Architektur.²⁰ In den aktuellen Debatten zu Großsiedlungen beschreibt vor allem die Humangeografie diese Siedlungen trotz ihres negativen Rufs als lebenswerte Siedlungen, denen sich die Bewohner*innen zugehörig fühlen und deren Abriss somit keine Probleme löse.²¹

Diese Trendwende geht mit der zunehmenden Einordnung der Großsiedlungen in ihren spezifischen Kontext und der Betonung ihres zunächst großen Anspruchs einher, vielen Menschen ein besseres Leben zu ermöglichen.²² So stellt beispielsweise Jascha Braun die Stadtplanung und die Visionen der Stadtplaner*innen ins Zentrum. Er begreift deren Verständnis als Vorbedingung zur sinnvollen Weiterentwicklung der Großsiedlungen.²³ Florian Urban argumentiert zudem im internationalen Vergleich, dass es keineswegs das Design der Großsiedlungen sei, das zu der „social situation they came to stand for“²⁴ geführt habe. Sie wurden als Utopien,²⁵ als „the product of a great hope“²⁶ erbaut und in ihnen zeigte sich laut dem Historiker Kenny Cupers „the belief in modern architecture as a vehicle of social progress“.²⁷ Viele Großsiedlungen sollten eigenständige neue Stadtteile sein, die modernen Ansprüchen gerecht würden. Sie waren dementsprechend zwar mit der restlichen Stadt verbunden, aber nicht in allen Belangen auf diese angewiesen. Im Zusammenhang dieser hohen Ansprüche betont

¹⁸ Vgl. *Ingrid Scheurmann*, Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln 2018.

¹⁹ Vgl. *Andreas Hild / Andreas Müssele* (Hrsg.), Neuperlach ist schön. Zum 50. einer gebauten Utopie, München 2018. Hinzu kommt Widerspruch gegen die Abwertung des sozialen Wohnungsbaus: vgl. beispielsweise *Nicholas Dagen Bloom / Gregory Holcomb Umbach / Lawrence J. Vale* (Hrsg.), Public Housing Myths. Perception, Reality, and Social Policy, Ithaca 2015.

²⁰ Vgl. *Andreas Ludwig* (Hrsg.), Neue Städte. Vom Projekt der Moderne zur Authentisierung, Göttingen 2021; *Thomas Sieverts*, Die Geschichtlichkeit der Grosssiedlungen, in: *IzR*, 2, 2006, S. 163–168.

²¹ Vgl. *Paul Kirkness / Andreas Tijé-Dra*, Voices from the quartiers populaires. Belonging to stigmatised French urban neighbourhoods, in: *Paul Kirkness / Andreas Tijé-Dra* (Hrsg.), Negative neighbourhood reputation and place attachment. The production and contestation of territorial stigma, London etc. 2017, S. 119–137, hier S. 119 f.

²² *Kirsi Saarikangas / Liisa Horelli*, Modern Home, Environment, and Gender. Built, Planned, and Lived Spaces in Post-war Finland, in: *Alexandra Staub* (Hrsg.), The Routledge Companion to Modernity, Space and Gender, New York, London 2018, S. 41–66; *Braun*, Großsiedlungsbau, S. 381.

²³ Vgl. *Braun*, Großsiedlungsbau.

²⁴ *Florian Urban*, Tower and slab. Histories of global mass housing, London 2012, S. 2.

²⁵ Vgl. *Hilde Lepik / Andres Strobl* (Hrsg.), Die Neue Heimat (1950–1982). Eine sozialdemokratische Utopie und ihre Bauten, München 2019.

²⁶ *Florian Urban*, Myth #7 Only immigrants still live in European public housing, in: *Nicholas Dagen Bloom / Gregory Holcomb Umbach / Lawrence J. Vale* (Hrsg.), Public housing myths. Perception, reality, and social policy, Ithaca 2015, S. 154–174, hier S. 157.

²⁷ *Kenny Cupers*, The Social Project. Housing Postwar France, Minneapolis 2014, S. 13. Vgl. ähnlich bei: *Andrea Brinckmann*, Beständig im Wandel. Die Geschichte des Roten Kreuzes in Hamburg 1864–1990, Bremen 2014, S. 144.

Rosemary Wakeman die Nähe von Utopie und Dystopie. Gerade die utopischen Erwartungen an den Wohnungsbau hätten die Kritik so stark werden lassen.²⁸

In einer weiteren Denkrichtung hinterfragen diese und weitere Studien damit die Zwangsläufigkeit des Niedergangs der Siedlungen. Annemarie Sammartino beschreibt den Niedergang der modernen Architektur als nicht unausweichlich, sondern sieht diese als anpassungsfähig und resilient.²⁹ Damit widerspricht Sammartino einer „design-failure-These“, die zwischen Architektur und Niedergang der Großsiedlungen eine Kausalität herstellte.³⁰

Internationalität

Der Siedlungsbau und die Abwertung der Siedlungen in Westdeutschland können dabei kaum isoliert von internationalen Entwicklungen betrachtet werden. So wurden Leitideen und Wissen über den Wohnungsbau international ausgetauscht und der Massenwohnungsbau war bis in die 1970er Jahre ein transnationales Phänomen in Europa, den USA und der Sowjetunion.³¹ Zwar hatte der Wohnungsbau international ähnliche wohlfahrtsstaatliche Zielsetzungen, jedoch unterschieden sich die Siedlungen nach Ländern zum Teil stark.³² Wohnen war auch stets eine politische Frage mit einem Erziehungsanspruch.³³ In der DDR waren und blieben die Großsiedlungen bis zur Wende gemischte und gute Wohngebiete.³⁴ Krisendarstellungen westdeutscher Städte bezogen sich in den 1970er Jahren hingegen häufig auf Entwicklungen in den USA.³⁵ Dort, aber auch in Frankreich, spielten ethnische Zuschreibungen eine

²⁸ Vgl. Rosemary Wakeman, *Practicing utopia. An intellectual history of the new town movement*, Chicago 2016.

²⁹ Vgl. Annemarie Sammartino, Mass housing, late modernism, and the forging of community in New York City and East Berlin, 1965–1989, in: AHR, 121, 2016, S. 492–521, hier S. 494.

³⁰ Zum Diskurs um die Kausalität von Architektur und Niedergang vgl. Kenny Cupers, Why we like to blame buildings, 24.08.15, in: OUPblog, <https://blog.oup.com/2015/08/france-postwar-architecture/>, Stand: 10.01.2024.

³¹ Vgl. Kenny Cupers, The Global Age of Mass Housing, in: Despina Stratigakos (Hrsg.), *A cultural history of the home in the modern age*, London etc. 2020, S. 63–89, hier S. 73–78; Daniela Zupan, Von der Großsiedlung der Spätmoderne zum kompakten nutzungsgemischten Stadtquartier. Verlaufsformen eines städtebaulichen Erneuerungsprozesses, in: IzR, 3, 2015, S. 183–199, hier S. 187; Vittorio Magnago Lampugnani, *Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes*, Berlin 2010, S. 697–719; Wakeman, Practicing, S. 1 f.

³² Vgl. Nicole C. Rudolph, At home in postwar France. Modern mass housing and the right to comfort, New York 2015, S. 2.

³³ Vgl. Margaret Haderer, Rebuilding Cities and Citizens. Mass Housing in Red Vienna and Cold War Berlin, Amsterdam 2023.

³⁴ Vgl. Steffen Mau, Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft, Berlin 2019³. Auch in anderen Ländern wie Russland oder China genießen Großsiedlungen weiterhin einen guten Ruf. Vgl. Urban, Tower, S. 3.

³⁵ Vgl. Christiane Reinecke, Auf dem Weg zu einer neuen sozialen Frage? Ghettoisierung und Segregation als Teil einer Krisensemantik der 1970er Jahre, in: IMS, 2, 2012, S. 110–131.

deutlich größere Rolle als in der Bundesrepublik.³⁶ Obwohl die Siedlungen international und national baulich und sozial sehr unterschiedlich waren, wurden diese in der öffentlichen Wahrnehmung der Bundesrepublik generalisiert und als ein Problemkomplex stigmatisiert. Die Siedlungen in der Bundesrepublik waren damit Teil eines internationalen, westlichen Diskurses, wiesen aber zugleich Besonderheiten auf. Neuere Forschungen betonen die architektonische und soziale Heterogenität der Siedlungen nach Ländern, Größe, Entstehungszeitpunkt, sozialer Zusammensetzung und Planungshintergrund.³⁷ Daraus folgt die hier betrachtete Frage, wie die Siedlungsbewohner*innen und weitere Akteur*innen mit diesem internationalen Diskurs umgingen, wie dieser auf sie wirkte und wie sie in diesem wirken konnten.

Die Rolle der Sozialwissenschaften

Damit richtet sich das Augenmerk vermehrt auf die Aneignung und Nutzung der Großsiedlungen durch Bewohner*innen.³⁸ Die Entwicklung von Nachbarschaft, die Ansprüche an diese und deren Funktion wurden bereits in den 1970er Jahren untersucht.³⁹ Für diese Zeit stellt Kenny Cupers fest: „Everyday life was not only lived; it was also perceived, understood, criticized and turned into a major concern at this time.“⁴⁰ Mit ihren Untersuchungen hatten Sozialwissenschaftler*innen einen ambiva-

³⁶ Vgl. Tim Verlaan, „The city is collapsing under our very own eyes“. Spaces and emotions of the Dutch urban crisis, in: MSG, 51, H. 1, 2020, S. 65–81, hier S. 69; Christiane Reinecke, Die Ungleichheit der Städte. Urbane Problemzonen im postkolonialen Frankreich und der Bundesrepublik, Göttingen 2021.

³⁷ Vgl. Dirk Schubert, Von vertanen Chancen (nicht nur) in Steilshoop. Leitbilder, Rahmenbedingungen und Wandlungsprozesse von Großsiedlungen in Hamburg, in: Forum Stadt, 47, H. 3, 2020, S. 255–275; Judith Kapferer / Miles Glendinning, Multifaceted Monolith. The Hidden Diversity of Mass Housing, in: Judith Kapferer (Hrsg.), Images of power and the power of images, New York 2012, S. 47–59; Johann Jessen / Isabelle Willnauer, Kleine Städte mit großen Siedlungen. Probleme und Herausforderungen, in: Forum Stadt, 46, 2019, S. 229–248.

³⁸ So kam das Heft 203 der Arch+ 2011 mit dem Titel „Planung und Realität – Strategien im Umgang mit Großsiedlungen“ heraus und das Journal of the American Planning Association titelte 2012 „American Public Housing at 75: Policy, Planning, and the Public Good“ (Bd. 48, H. 4). Vgl. zudem Sebastian Haumann / Georg Wagner-Kyora, Westeuropäische Großsiedlungen. Sozialkritik und Raumerfahrung, in: IMS, H. 1, 2013, S. 6–12; Karen Beckmann, Urbanität durch Dichte? Geschichte und Gegenwart der Großwohnkomplexe der 1970er Jahre, Bielefeld 2015.

³⁹ Ulfert Herlyn, Wohnen im Hochhaus. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in ausgewählten Hochhäusern der Städte München, Stuttgart, Hamburg und Wolfsburg, Stuttgart, Bern 1970; Karolus Heil, Neue Wohnquartiere am Strandrand, in: Wolfgang Pehnt (Hrsg.), Die Stadt in der Bundesrepublik Deutschland. Lebensbedingungen, Aufgaben, Planung, Stuttgart 1974, S. 181–200; Bernd Hamm, Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs, Düsseldorf 1973; Helmut Klages, Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt, Stuttgart 1968².

⁴⁰ Cupers, Social, S. 137.

lenten Einfluss auf diese Stadtteile.⁴¹ So zeigen neuere Arbeiten die Konstruktionsprozesse des Siedlungsrufs durch die wissenschaftliche Beforschung. Christiane Reinecke hat den zeitgenössischen Einfluss der Aktivitäten von Sozialwissenschaftler*innen auf die Siedlungen herausgearbeitet, die diese als neuen Ort der Arbeiter*innenklasse aktivistisch beforschten und dabei den negativen Ruf mitproduzierten.⁴² Die Auswirkung der Erwartungen und des Hintergrunds der Forschenden beschreibt Reinecke folgendermaßen: „That contemporary social observers routinely misread this adaption of social disintegration says more about the normative models of ‚community‘ they projected onto working-class housing, than the social effects of modernist housing itself.“⁴³ Die Analysen der Wissenschaftler*innen waren von „Selbstverständlichkeiten des Erhebungszeitpunktes“⁴⁴ geprägt und die Bewertung der Siedlungen fand vor den gewandelten Ansprüchen an das Wohnumfeld statt. Thomas Mergel und Christiane Reinecke haben auf den Konstruktionscharakter der Sozialwissenschaften in Bezug auf soziale Ungleichheit hingewiesen, wonach bereits die Beobachtung zur Herstellung von sozialer Ungleichheit beitrage.⁴⁵ Dementsprechend problematisch scheint die unreflektierte Übernahme der Untersuchungsergebnisse in die historische Interpretation.

Kim Christian Priemel und Rüdiger Graf kritisieren die unkritische Übernahme sozialwissenschaftlicher Kategorien und Ergebnisse – zu denen Wertewandel und Strukturbruch zählen – in die historische Forschung.⁴⁶ Auch Bernhard Dietz und Christoph Neumaier bezeichnen diese Kategorien als Selbstbeschreibungen einer Gesellschaft, weisen aber darauf hin, dass sozialwissenschaftliche Studien zudem „ein analytisches Potential [haben], das sich durch konstruktive historisch-kritische Aneignung eröffnet“.⁴⁷ Nach Jenny Pleinen und Lutz Raphael haben die sozialwissenschaftlichen Studien eine durchaus wichtige Bedeutung, da sie retrospektiv Analysen der Rolle der Sozialwissenschaften in den zeitgenössischen Diskursen erlauben.⁴⁸ All diese Diskus-

⁴¹ Vgl. Christiane Reinecke, Laboratorien des Abstiegs? Eigendynamiken der Kritik und der schlechte Ruf zweier Großsiedlungen in Westdeutschland und Frankreich, in: IMS, H. 1, 2013, S. 25–34.

⁴² Vgl. Reinecke, Faszinierend; Christiane Reinecke, Am Rande der Gesellschaft? Das Märkische Viertel – eine West-Berliner Großsiedlung und ihre Darstellung als urbane Problemzone, in: Zeithistorische Forschungen, 11, H. 2, 2014, S. 212–234.

⁴³ Lynn Abrams / Ade Kearns / Barry Hazley / Valerie Wright, Glasgow. High-rise homes, estates and communities in the post-war period, London etc. 2020, S. 103.

⁴⁴ Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen. Wissen- und Sozialordnung im Europa des 20. Jahrhunderts, in: GG, 22, H. 2, 1996, S. 165–193, hier S. 191.

⁴⁵ Vgl. Mergel/Reinecke, Soziale, hier S. 8.

⁴⁶ Vgl. Rüdiger Graf / Kim Christian Priemel, Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin, in: VfZ, 59, 2011, S. 479–508.

⁴⁷ Dietz/Neumaier, Vom Nutzen, S. 304.

⁴⁸ Vgl. Jenny Pleinen / Lutz Raphael, Zeithistoriker in den Archiven der Sozialwissenschaften. Erkenntnispotenziale und Relevanzgewinne für die Disziplin, in: VfZ, 62, 2014, S. 173–196.

sionen lassen sich auf die zeitgenössische Großsiedlungsforschung anwenden, die ein reiches Quellenmaterial geschaffen hat.

Wie wichtig die Beobachtung und Beschreibung der Großsiedlungen durch Sozialwissenschaftler*innen ist, wird deutlich, wenn Paul Kirkness und Andreas Tijé-Dra in Bezug auf die französischen Banlieues die These vertreten, dass Menschen darüber definiert werden, wo sie leben – und das bis zu dem Punkt, an dem ihre eigenen Aussagen über den Ort, an dem sie leben, angeblich keinen Wert mehr haben.⁴⁹ Sie formulieren damit ein Plädoyer für eine differenzierte Analyse der Siedlungswahrnehmungen. Eine Forschungslücke ist dabei die Wahrnehmung und Repräsentation der Bewohner*innen. Denn der Diskurs über die sozialen Implikationen von Siedlungstypen spiegelte sich im kollektiven Selbstverständnis der Bewohner*innenschaft – wenn auch meist deutlich positiver als aus der Außenperspektive.⁵⁰ Zwar wurde das Abstiegsnarrativ in autobiografischen Studien aufgegriffen und zum Teil übernommen, aber es wird deutlich, dass die Bewohner*innen eine andere Perspektive auf ihr Wohngebiet hatten.⁵¹ Ausgangspunkt der folgenden Betrachtungen ist somit die Differenz zwischen der häufig positiven Bewohner*innenwahrnehmung und der stark negativen und stigmatisierenden Außenwahrnehmung der Siedlungen. Dabei war die Bewohner*innensicht auf ihren Wohnort deutlich differenzierter.⁵²

Aneignung und Handlungsfähigkeit der Bewohner*innen

Neben der Betrachtung dessen, was Wohnen ausmacht und strukturiert,⁵³ wurden auch die Bewohner*innen und die Nachbarschaft ins Zentrum wissenschaftlicher Analysen gerückt. Dazu wurden neuere methodische Zugriffe aus den Sozialwissenschaften bereits gezielt auf die Erforschung der Großsiedlungen angewandt, etwa die Hausbiografie⁵⁴ oder die Actor-Network-Theory.⁵⁵ Zudem gewinnen persönliche Schilderun-

⁴⁹ Vgl. Kirkness/Tijé-Dra, *Voices*, S. 133.

⁵⁰ Vgl. Haumann/Wagner-Kyora, Westeuropäische; Beckmann, Urbanität.

⁵¹ Vgl. Lynsey Hanley, *Estates. An intimate history*, London 2007; Mau, Lütten.

⁵² Vgl. Sigrun Kabisch / Maximilian Ueberham / Max Söding, Dynamiken der Großwohnsiedlung Leipzig-Grünau aus Bewohnersicht in der Langzeitperspektive, in: Uwe Altrock / Sigrun Kabisch / Uwe Grunze (Hrsg.), *Großwohnsiedlungen im Haltbarkeitscheck. Differenzierte Perspektiven ostdeutscher Großwohnsiedlungen*, Wiesbaden 2018, S. 119–143, hier S. 120; Braun, *Großsiedlungsbau*, S. 20; Monika Motylińska, Akzeptiert, abgelehnt, rehabilitiert? Zum Umgang mit dem Architekturerbe der Nachkriegszeit in Deutschland. Eine Diskursanalyse, Berlin 2017, S. 159 f.

⁵³ Vgl. Irene Nierhaus / Kathrin Heinz (Hrsg.), *Ästhetische Ordnungen und Politiken des Wohnens. Häusliches und Domestisches in der visuellen Moderne*, Bielefeld 2023.

⁵⁴ Vgl. Maren Harnack, Rückkehr der Wohnmaschinen. Sozialer Wohnungsbau und Gentrifizierung in London, Bielefeld 2012; Eveline Althaus, *Sozialraum Hochhaus. Nachbarschaft und Wohnalltag in Schweizer Großwohnbauten*, Bielefeld 2018.

⁵⁵ Vgl. Jane M. Jacobs / Stephen Cairns / Ignaz Strelbel, Doing Building Work. Methods at the Interface of Geography and Architecture, in: *Geographical Research*, 50, H. 2, 2012, S. 126–140.

gen und Zugriffe an Gewicht.⁵⁶ Inspiriert von der Emotionsgeschichte haben Joachim Häberlen und Christiane Reinecke danach gefragt, was „zu Hause“ ausmachte und wie es hergestellt und beschrieben wurde.⁵⁷ Interdisziplinäre Studien betonten besonders die Bedeutung der Wahrnehmung der Bewohner*innen, die der „design-failure-These“ widerspricht.⁵⁸ Mit dieser Fokusverschiebung wird deutlich, dass die Bewohner*innen sich ihre Siedlungen aneigneten und Einfluss auf ihre Nachbarschaft nahmen.⁵⁹

Die Herausbildung von Nachbarschaft als häufig idealisierte Gemeinschaft war und ist ein wichtiger Maßstab der Bewertung der Siedlungen.⁶⁰ Denn Wohnen und städtischer Raum waren mit dem häufig vagen Begriff der „Urbanität“ und einer in der Stadt sichtbaren und aktiven Bewohner*innenschaft verknüpft, mit denen „Vorstellungen des Citoyen, mit Bürgersinn, gesellschaftlicher Verantwortung und Beteiligung [einhergingen]“.⁶¹ Urbanität sollte architektonisch in den Siedlungen auf der einen Seite durch Dichte und auf der anderen Seite durch große Zentren und passende Folgeeinrichtungen hergestellt werden.⁶² Hintergrund sowohl dieses Bewertungsmaßstabs als auch der damit verbundenen Aktivitäten in den Siedlungen war die Politisierung der Bevölkerung. Deren stärkere Beteiligung wurde gesellschaftlicher Konsens, weshalb neue Partizipationsmodelle eingeführt und getestet wurden.⁶³ Zugleich erlebten die Bewohner*innen die Situation nach dem Erstbezug der Siedlungen in erster Linie als Herausforderung im Alltag. Die gebaute Umwelt war häufig nicht komplett fertiggestellt und die soziale Umwelt war in Bewegung und fragil. Damit wurde diese erste Zeit als eine Phase wahrgenommen, in der es viel Neues und Aufbruch gab. In Reaktion auf soziale Probleme, bauliche und infrastrukturelle Unzulänglichkeiten entstanden erste bürgerschaftliche Initiativen und Netzwerke in den Großsiedlungen. Für England und Frankreich konnten Studien von Kenny Cupers oder Peter Shapely bereits zeigen, dass die Bewohner*innen politisch handlungsfähig waren und Einfluss auf die Siedlungen

⁵⁶ Vgl. Hanley, Estates.

⁵⁷ Vgl. Joachim C. Häberlen, Feeling at home in lonely cities. An emotional history of the West German urban commune movement during the long 1970s, in: *Urban History*, 48, 2021, S. 143–161; Christiane Reinecke, Into the Cold. Neighborliness, class, and the emotional landscape of urban modernism in France and West Germany, in: *JUH*, 48, H. 1, 2020, S. 163–181.

⁵⁸ Vgl. Abrams et al., Glasgow, insbesondere S. 1, 4, 95; Barry Hazley / Lynn Abrams / Ade Kearns / Valerie Wright, Place, memory and the British high rise experience. Negotiating social change on the Wyndford Estate, 1962–2015, in: *Contemporary British History*, 35, H. 1, 2021, S. 72–99.

⁵⁹ Saarikangas / Horelli, Modern. Für Wohnungen und die Bedeutung von Einrichtungen vgl. *Rudolph, At Home*.

⁶⁰ Vgl. für den englischen Begriff „community“ Sammartino, Mass, S. 510. Sven Reichardt führte den Begriff der Vergemeinschaftung für das linksalternative Milieu in die historische Forschung ein: vgl. *Reichardt, Authentizität*.

⁶¹ Martina Heßler, Die kreative Stadt. Zur Neuerfindung eines Topos, Bielefeld 2007, S. 313.

⁶² Vgl. Zupan, Von, S. 190.

⁶³ Vgl. Haumann, Protest; Frank Othengrafen / Martin Sondermann (Hrsg.), Städtische Planungskulturen im Spiegel von Konflikten, Protesten und Initiativen, Berlin 2015; Cupers, Social, S. 25; Silke Mende, „Nicht rechts, nicht links, sondern vorn“. Eine Geschichte der Gründungsgrünen, München 2011.

und deren Verbesserungen nahmen.⁶⁴ Für die Bundesrepublik sind hier vor allem die zahlreichen Arbeiten von Christiane Reinecke wegweisend.⁶⁵ Daran anschließend wird die vorliegende Studie Fragen nach der Handlungsmacht, den Wahrnehmungen und den ambivalenten Wirkungen des Engagements der Bewohner*innen verfolgen.

Die 1970er Jahre: Strukturbrüche

Das Scheitern der Siedlungen wurde aber nicht nur architektonisch, sondern auch mit einer veränderten wirtschaftlichen und sozialen Situation erklärt.⁶⁶ Die Phase ab Mitte der 1970er Jahre beschreiben und diskutieren Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael als eine Zeit „nach dem Boom“ und als Strukturbruch.⁶⁷ Der Fortschritts-glaube der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte endete und die Wirtschaft geriet in einen Abschwung, der die „ökonomischen und sozialen Leitvorstellungen, [...] den beruflichen Alltag und die Lebenswelt westeuropäischer Arbeitsgesellschaften“ veränderte.⁶⁸ So sind die 1970er Jahre durch die Etablierung und Verbreitung vielfältiger neuer gesellschaftlicher Prozesse geprägt – wie eine zunehmende Bedeutung von Partizipationsforderungen, eine zunehmende Politisierung breiter Bevölkerungsschichten, neue Erziehungsideale und eine sich verändernde Zivilgesellschaft.⁶⁹ Diese zeigen sich auch in und an den Siedlungen, sodass die negative Außenwahrnehmung sowie die positivere Selbstsicht in diesem Zeitraum vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen betrachtet werden müssen.

Zudem wandelte sich die Beschäftigung hin zu Berufen mit längerer Ausbildung. Leidtragende dieser Entwicklung waren bildungsferne Jugendliche und Arbeiter*innen. Und diese wurden insbesondere im sozialen Wohnungsbau und damit in Großsiedlungen verortet.⁷⁰ Durch ihre Bewohnerstruktur waren die Großsiedlungen überproportional mit den Folgen des sozioökonomischen Strukturbruchs konfrontiert, der den Wandel der Wohnpräferenzen überlagerte. Zwar waren um 1970 noch etwa

⁶⁴ Vgl. *Shapely, Politics; Cupers, Social.*

⁶⁵ Vgl. *Reinecke, Into; Reinecke, Am Rande; Reinecke, Faszinierend.*

⁶⁶ Vgl. Althaus, *Sozialraum*, S. 111 f.

⁶⁷ Anselm Doering-Manteuffel / Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Neue Einsichten und Erklärungsversuche*, in: Anselm Doering-Manteuffel / Lutz Raphael / Thomas Schlemmer (Hrsg.), *Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom*, Göttingen etc. 2016, S. 9–34; Anselm Doering-Manteuffel / Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2010².

⁶⁸ Doering-Manteuffel / Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven*, S. 26.

⁶⁹ Vgl. Matthias Frese / Julia Paulus, *Geschwindigkeiten und Faktoren des Wandels. Die 1960er Jahre in der Bundesrepublik*, in: Matthias Frese / Julia Paulus / Karl Teppe (Hrsg.), *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, Paderborn etc. 2003, S. 1–25, hier S. 8–13.

⁷⁰ Vgl. Konrad Jarausch, *Verkanter Strukturwandel. Die siebziger Jahre als Vorgeschichte der Probleme der Gegenwart*, in: Konrad Jarausch (Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008, S. 9–26, hier S. 19.

eine halbe Million Menschen in „unzureichenden“ Wohnungen untergebracht, sodass der soziale Wohnungsbau als notwendig angesehen wurde, aber der Wohnungsmarkt hatte sich bereits weitgehend entspannt.⁷¹ Die gesellschaftlichen Wohnpräferenzen wandelten sich im Laufe der 1970er Jahre zudem: Altbaugebieten wurde nun ein hoher Wohnwert zugeschrieben und der Fokus der Stadtplanung verlagerte sich spätestens mit dem Denkmalschutzjahr 1975 in diese Gebiete. Das Jahrzehnt markiert somit das Ende des Großsiedlungsbaus.

Ab den 1970er Jahren wurde soziale Ungleichheit verstärkt thematisiert. Dabei veränderte sich das Verständnis von Armut dahingehend, dass sie vor allem durch den Ausschluss von sozialer Teilhabe gekennzeichnet war. Gerade für Kinder wurden Armut und Ungleichheit zunehmend problematisiert.⁷² Vor dem Hintergrund internationaler Debatten und des Strukturbruchs wurden Großsiedlungen als Orte sozialer Ungleichheit konstruiert. Sie waren mit dem sozialen Wohnungsbau ein sichtbarer Teil des Sozialstaats⁷³ und wurden zu Orten, die mit dieser sozialen Krise verbunden wurden.⁷⁴ Hier zeigte sich in der sozialen Differenz und Heterogenität der Bewohner*innen das komplizierte Verhältnis von sozialem Wohnungsbau und sozialen Problemlagen.⁷⁵ So stellte Rodney Lowe für britische Housing Estates fest: „Housing policy did not automatically [...] resolve social problems. It could, and often did, actually intensify them.“⁷⁶ Dass gerade soziale Ungleichheit hier exemplarisch problematisiert wurde, greifen Miles Glendinning und Stefan Muthesius auf, die sich mit dem Wechselverhältnis von Großsiedlungen und sozialer Zuschreibung auseinandersetzen und fragten, ob Billiges auch schön sein könne.⁷⁷ Je deutlicher eine einseitige Bewohnerstruktur und die Unterfinanzierung der Siedlungen in den 1970er Jahren sichtbar wurden, desto mehr schienen konkrete Probleme eine generelle soziale Dysfunktionalität der

⁷¹ Vgl. *Adelheid von Salder*, Stadtrandwohnen. Soziale Ungleichheit in historischer Perspektive, in: Annette Harth / Gisela Scheller / Wulf Tessin (Hrsg.), *Stadt und soziale Ungleichheit*, Opladen 2000, S. 79–101, hier S. 84 f.

⁷² Vgl. *Sarah Haßdenteufel*, Neue Armut, Exklusion, Prekarität. Debatten um Armut in Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland, 1970–1990, Berlin 2019; *Eva Maria Gajek / Christoph Lorke*, (An)Ordnungen des Sozialen. „Armut“ und „Reichtum“ in Konstruktion und Imagination seit 1945, in: *Eva Maria Gajek / Christoph Lorke* (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit im Visier. Wahrnehmung und Deutung von Armut und Reichtum seit 1945*, Frankfurt a. M. 2016, S. 7–29, hier S. 7; *Sandra Wenk*, Die „Schule der Chancenlosen“. Hauptschulkritik und soziale Ungleichheit in den 1970er Jahren, in: GG, 46, H. 2, 2020, S. 231–258, sowie weitere Aufsätze in dem Themenheft GG, 46, H. 2, 2020 zur „Kindheit und soziale Ungleichheit in den langen 1970er Jahren“ herausgegeben von Till Kössler und Janosch Steuwer.

⁷³ Vgl. *Arndt Neumann*, Unternehmen Hamburg. Eine Geschichte der neoliberalen Stadt, Göttingen 2018, S. 345.

⁷⁴ Vgl. *Cupers*, Social, S. 13.

⁷⁵ Vgl. *Reinecke*, Ungleichheit, S. 209; *Adelheid von Salder*, Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1997², S. 363.

⁷⁶ *Rodney Lowe*, The Welfare State in Britain since 1945, New York 2005³, S. 265.

⁷⁷ Vgl. *Stefan Muthesius / Miles Glendinning*, Towers for the welfare state. An architectural history of British multi-storey housing 1945–1970, Edinburgh 2017, S. 41.

Siedlungen zu bestätigen. In der Stadtplanung ist in diesem Zusammenhang die Frage umstritten, ob benachteiligte Nachbarschaften zu benachteiligenden Nachbarschaften werden.⁷⁸ An die mangelhafte Infrastruktur, an den als problematisch empfundenen Ruf, die sich wandelnde Bewohnerstruktur und die unzureichende Finanzierung der Siedlungen knüpfte die zivilgesellschaftliche Organisation der Bewohner*innen an. Die Problematisierung der Wohnsituation aus der Binnenperspektive überschnitt sich zwar zum Teil mit der Außenwahrnehmung, mündete aber in andere Interpretationen und Bewältigungsstrategien.

Anspruch und Ziel dieser Studie

Die Außenwahrnehmung der Siedlungen wurde bereits vielfach thematisiert und verschiedene Aspekte und Veränderungen wurden analysiert. Bekannt ist, dass die Bewohner*innensicht vielfach positiver ausfiel als die Außenwahrnehmung. Dieses Spannungsverhältnis zwischen der negativen Außenwahrnehmung der Siedlungen, die mit der Modernekritik seit etwa 1970 zusammenfiel, und der Genese von funktionsfähigen nachbarschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Strukturen in den Siedlungen ist Ausgangspunkt dieser Untersuchung. Ihr Ziel ist es, die Wahrnehmung und Selbstdarstellung der Siedlungsbewohner*innen in dieses ambivalente Bild einzuordnen. Dabei wird vor allem die Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwahrnehmung betrachtet. Die Studie bearbeitet eine Leerstelle, indem sie die Entstehung von Nachbarschaft innerhalb der Großsiedlungen jenseits der Planung und des schlechten Rufs beschreibt. Besonders der Alltag aus Bewohner*innensicht fand kaum Eingang in die Betrachtung von Großsiedlungen. Diese Studie geht dementsprechend auf die Frage ein, wie die mit dem negativen Ruf der Großsiedlungen konfrontierten Bewohner*innen auf diesen reagierten. Sie verfolgt die These, dass die Bewohner*innen mit der Architektur und Außenwahrnehmung produktiv umgingen. Die Siedlungen entwickelten sich individuell und die Bewohner*innen nahmen sie als individuell wahr und grenzten sich von der generalisierenden Kritik ab. Sie waren keine passiven Opfer der Architektur oder der (inter-)nationalen Debatten, sondern hatten und nutzten Gestaltungsspielräume in den Siedlungen.

Diese Überlegungen sind durch das Konzept des territorialen Stigmas, das vor allem mit Loïc Wacquant verbunden ist, geprägt. Es eignet sich für die Analyse von Aushandlungsprozessen über Großsiedlungen. Das Konzept des Stigmas ist dabei selbst

⁷⁸ Anhand der Sozialen Stadt diskutiert dies: *Dieter Läpple*, Die soziale Stadt – hat sie eine Zukunft?, in: Norbert Gestring / Jan Wehrheim (Hrsg.), *Urbanität im 21.Jahrhundert. Eine Fest- und Freundschaftsschrift für Walter Siebel*, Frankfurt 2018, S. 175–195; *Martin Kronauer*, Stadt und soziale Frage. Eine Problem skizze, in: Norbert Gestring / Jan Wehrheim (Hrsg.), *Urbanität im 21.Jahrhundert. Eine Fest- und Freundschaftsschrift für Walter Siebel*, Frankfurt 2018, S. 149–174, hier S. 168.

Teil der Wissenskonstruktion über die Stadtteile, ermöglicht aber auch, verschiedene vernetzte Ebenen und die Strategien der Bewohner*innen nachzuverfolgen.

1.2 Territoriales Stigma und die Herstellung und Wahrnehmung stigmatisierter Stadtteile

Die Aktivitäten der Bewohner*innen standen permanent in Auseinandersetzung mit einer Abwertung und Stigmatisierung ihrer Stadtteile. Hierzu hat Loïc Wacquant das Konzept des „territorialen Stigmas“ entwickelt. Er brachte die Kategorie des Raums und dessen soziale Herstellung in die Debatten um soziale Stigmatisierung ein.⁷⁹ Dies passt zu der in vorliegender Arbeit genutzten Definition von Raum durch Susanne Rau. Demnach sind „Raumformationen oder räumliche Konstellationen (kurz: Räume) [...] das Resultat gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse, eine intellektuelle oder materielle Konstruktionsleistung oder auch das Resultat von Ordnungsbestrebungen beteiligter Akteure“⁸⁰ Räume sind folglich sozial konstruiert. Damit rücken die Konstruktionsprozesse dieser Räume, die Akteur*innen in diesen Prozessen sowie die Wirkungen dieser Konstruktionen in das Zentrum des Interesses.⁸¹

Die Varianz der Perspektiven wird bereits in der Bezeichnung sichtbar. So haben Stadtteile einen „Ruf“, es haftet ihnen ein „Stigma“ an oder es existiert ein „Bild“ von diesen Gebieten. In ihrem Aufsatz plädieren Kearns u. a. dafür, diese Begriffe deutlicher zu trennen, und führen eine überzeugende Dreiteilung ein.⁸² Dabei wird das Bild (image) als „a person's own evaluative belief“⁸³ von einem Gegenstand bezeichnet; der Ruf (reputation) hingegen ist ein „meta-belief, namely a belief about other people's beliefs“⁸⁴ Bezogen auf einen Stadtteil bedeutet dies, dass beispielsweise das, was die Bewohner*innen selbst über ihren Stadtteil dachten, als ‚Image‘ oder ‚Bild‘ von diesem

79 Vgl. Paul Kirkness / Andreas Tijé-Dra, Introduction, in: Paul Kirkness / Andreas Tijé-Dra (Hrsg.), Negative neighbourhood reputation and place attachment. The production and contestation of territorial stigma, London etc. 2017, S. 1–8.

80 Susanne Rau, Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt 2017², S. 141.

81 Es handelt sich also um einen konstruktivistischen Ansatz, der davon ausgeht, dass Wirklichkeit stets performativ hergestellt wird. In diesen Konstruktionsprozessen lassen sich Diskursstränge ausmachen, die argumentative, rhetorische oder praktische Strategien zur Legitimation eines Diskurses beinhalten. Vgl. zur Diskursforschung Marian Füssel / Tim Neu, Diskursforschung in der Geschichtswissenschaft, in: Eva Nonhoff / Felicitas Macgilchrist / Martin Reisigl / Juliette Wedl / Daniel Wrana / Alexander Ziem / Johannes Angermüller / Eva Herschinger (Hrsg.), Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen 2014, S. 145–161; Achim Landwehr, Historische Diskursanalyse, Frankfurt a. M. 2009².

82 Der folgende Absatz beruht auf: Ade Kearns / Oliver Kearns / Louise Lawson, Notorious Places. Image, Reputation, Stigma. The role of newspapers in area reputations for social housing estates, in: Housing Studies, 28, H. 4, 2013, S. 579–598, hier S. 579–582.

83 Ebd., S. 581.

84 Ebd. [Hervorhebung im Original].

Stadtteil bezeichnet wird. Was andere von ihrem Stadtteil dachten, ist hingegen der ‚Ruf‘. Ein Ruf existiert, wenn genug Menschen glauben, dass dieser existiert. Er ist ein erwartetes Fremdbild. Während der Ruf oder das Bild von etwas positiv oder negativ sein können, trifft dies bei einem Stigma nicht zu. Ein Stigma ist stets negativ konnotiert. Stigmatisierung ist ein sozialer Prozess oder eine Praktik, die eine Abwertung (in diesem Beispiel von Wohngebieten und ihren Bewohner*innen) beinhaltet, die eine Gruppe erlebt und die zu Diskriminierung führt.

Ein räumliches Stigma bezieht sich nach Wacquant auf bestimmte Stadtteile und auf die Menschen, die dort wohnen. Der sozial hergestellte, urteilsbehaftete Raum ist in diesem Konzept eine wirkmächtige Kategorie. Er bestimmt, mit welchem Wissen, mit welchen Vorannahmen Stadtteile und ihre Bewohner*innen thematisiert und behandelt werden. Das Stigma beeinflusst nach Wacquant das Handeln aller Beteiligten – sowohl der Bewohner*innen dieser Stadtteile als auch aller anderen, die mit diesem Raum in Berührung kommen, wie Journalist*innen oder Politiker*innen. Zugleich wird „das Stigma“ – oder hier präziser: der stigmatisierte Raum – durch Handlungen erst hergestellt.

Wacquant arbeitet in den von ihm untersuchten Stadtteilen, der Chicago South Side und La Courneuve im Einzugsgebiet von Paris, große Unterschiede in der Herstellung und den Hintergründen städtischer Marginalität heraus.⁸⁵ Die vor allem unter ethnischen Gesichtspunkten betrachtete Zusammensetzung der Bevölkerung sei in den Untersuchungsräumen grundlegend unterschiedlich, genauso wie das Ausmaß und die Art des staatlichen Eingriffs in diese Orte. Den Stadtteilen gemein sei hingegen ihr schlechter Ruf.⁸⁶ Dieser existiere und wirke damit abseits realer sozialer Zusammensetzung. Anschließend an Wacquants Theorien betonen Tom Slater und Ntsiki Anderson anhand St. Pauls, Bristol, ebenfalls die Unterschiede in als „Ghetto“ bezeichneten Stadtteilen bezüglich der statistischen Merkmale der Bewohner*innen. Sie nutzen dafür die Bezeichnung des „reputational ghetto“ – denn weniger die konkrete Zusammensetzung der Bewohner*innen begründe den Ghettobegriff als eine spezifische

⁸⁵ Dabei sind marginalisierte Räume solche, die sozial oder ethisch segregiert sind oder so wahrgenommen werden und zudem stigmatisiert werden. *Latitha Chamakalayil / Gwendolyn Gilliéron / Sevda Can Günes / Miriam Hill / Elvira Imsirovic*, Marginalisierte Quartiere? Positionierung und Deutung von Bewohner*innen, in: Thomas Geisen / Christine Riegel / Erol Yıldız (Hrsg.), Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten, Wiesbaden 2017, S. 175–197, hier S. 178.

⁸⁶ Für die historische Forschung hat Christiane Reinecke die Entstehungsprozesse und die Reproduktion des Rufs von sozial als schwierig geltenden Wohnquartieren in Deutschland und Frankreich betrachtet. Vgl. Reinecke, Ungleichheit. In welchen unterschiedlichen Kontexten Großsiedlungen in Ländern stehen und wie ihr Ruf hergestellt wird, untersuchen für die 1990er Jahre Georg Glasze / Robert Pütz / Méline Germes / Henning Schirmel / Adam Brailich, „The Same but not the Same“. The Discursive Constitution of Large Housing Estates in Germany, France and Poland, in: *Urban Geography*, 33, H. 8, 2012, S. 1192–1211.

Reputation, die mit diesem Wort ihren Ausdruck finde.⁸⁷ An dieser Debatte wird der enge Zusammenhang von Stigmatisierung und sozialer Ungleichheit deutlich.

Die Prozesse der Stigmatisierung betreffen die Stadtteile und die hier lebenden Bewohner*innen unmittelbar. So nimmt Wacquant ausgehend von Bourdieu an, dass Denkkategorien von sozial dominierten Gruppen internalisiert und die herrschenden Diskurse von den Betroffenen geteilt würden.⁸⁸ Im Falle der Großsiedlungen würden die Bewohner*innen also die Diskurse von außerhalb in den Stadtteilen übernehmen und somit die Vorurteile über ihre Siedlung und sich selbst annehmen. Daraus folgen für die Bewohner*innen

Strategien gegenseitiger Distanzierung, lateraler Abwertung und des Rückzugs in die Privatsphäre [...], die Misstrauen und Entidentifizierung fördern, lokale soziale Bindungen überdehnen und so deren Fähigkeit zu nachbarschaftlicher sozialer Kontrolle und zu kollektivem Handeln untergraben.⁸⁹

Das Stigma führe also zu Abgrenzungen und Distanzierungen innerhalb der Siedlung und erschwere das soziale Leben. Infolge der Stigmatisierung sei für die Bewohner*innen der „exit“⁹⁰ aus diesen Gebieten eine häufig genutzte Strategie. Wer könne, versuche den Stadtteil zu verlassen.

Allerdings sind die Bewohner*innen nicht passiv oder Opfer dieser Stigmatisierung, sondern spielen nach Slater und Anderson eine aktive Rolle – sie werden nicht nur mit dem Ruf konfrontiert, sondern sie reagieren auch auf ihn, reproduzieren ihn (ungewollt) selbst, widersprechen ihm oder handeln unabhängig von ihm. Ein Beispiel für gewollte Reproduktion ist die Aneignung im Rap.⁹¹ Slater und Anderson stellen fest, dass für die Bewohner*innen der schlechte Ruf ihres Viertels ein Problem darstellt, aber sie bringen auch Stolz und Zugehörigkeit zu ihrem Stadtteil zum Ausdruck.⁹²

⁸⁷ Tom Slater / Ntsiki Anderson, The reputational ghetto. Territorial stigmatisation in St Paul's, Bristol, in: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 37, H. 4, 2012, S. 530–546. Die Autoren folgen damit einer Argumentationslinie, die gegen die Existenz von Ghettos in Großbritannien anhand des Herkunftslandes argumentiert, wie das beispielhaft Ceri Peach ausführt, auf den sich die Autoren hier beziehen: Ceri Peach, Does Britain have ghettos?, in: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 21, H. 1, 1996, S. 216–235; Es zeigt, wie Christiane Reinecke schreibt, zugleich, dass der Ghettobegriff ein verbreitetes „Codewort für Race, für urbane Unruhen, Gewalt und Armut“ geworden sei. Reinecke, Ungleichheit, S. 228.

⁸⁸ Auch andere Forschungen legen diese Auswirkungen des schlechten Rufs nahe. Vgl. Kearns et al., Notorious, S. 583 f.

⁸⁹ Loïc Wacquant, Die Verdammten der Stadt. Eine vergleichende Soziologie fortgeschrittener Marginalität, Wiesbaden 2018, S. 20.

⁹⁰ Loïc Wacquant / Tom Slater / Virgilio Borges Pereira, Territorial stigmatization in action, in: Environment and Planning A: Economy and Space, 46, H. 6, 2014, S. 1270–1280, hier S. 1276.

⁹¹ Vgl. Arndt Neumann, Von Gründerzeitvierteln zu Großsiedlungen und wieder zurück. Hamburg-Altona zwischen 1950 und 2010, in: Forum Stadt, 47, 2020, S. 238–254, hier S. 251 f.

⁹² Vgl. Slater/Anderson, Reputational, S. 539–543.